

Editorial

Auf die Hilfe anderer angewiesen zu sein, ist keine anormale Situation, sondern der strukturelle Normalfall. Das soziale Leben bringt nicht nur selbst kontrollierte, leistungsfähige und selbstbewusste Mitglieder hervor, sondern produziert regelmäßig auch junge und insofern in bestimmten Bereichen unfähige, alte und gebrechliche, unselbständige und verwirrte Menschen und Gruppen.

Vor diesem Hintergrund haben sich zumindest seit der Neuzeit in den westlichen Gesellschaften institutionalisierte Formen des Helfens entwickelt, die von den Gegebenheiten persönlicher und zufälliger Wohltätigkeit unabhängig sind. Es wurden öffentliche Solidareinrichtungen und Fürsorgesysteme geschaffen, ein Teil des individuellen und gruppenbezogenen Helfens wurde in beruflich organisiertes Helfen verwandelt, und ein anderer Teil dieser notwendigen Hilfe für Zustände der Unselbständigkeit wurde unbezahlt in die Lebenssphäre der Frauen verwiesen.

Dieses Heft diskutiert auf theoretischer und empirischer Ebene unterschiedliche Aspekte des Helfens als kulturelle Praktiken. Mit dem Begriff der „Kulturen des Helfens“ versuchen wir uns von einer romantisch-naturhaften Perspektive gegenüber dieser sozialen Praxis abzugrenzen. Wir verstehen darunter einerseits alltagspraktische und sozial anerkannte Vorstellungen von Verantwortung und Verpflichtung gegenüber den Hilfebedürftigen und andererseits individuelle und gesellschaftlich organisierte Praktiken der Fürsorge- und Dienstleistungsarbeit, in denen sich diese Vorstellungen realisieren. Thematisiert werden sollte das Helfen als symbolisches, soziales und materielles Moment moderner Gesellschaftlichkeit und nicht als deren schöngeistig-ideelle Zugabe. Es handelt sich um keine „hohe“, sondern um „gelebte“ Kultur, die historisch vielfältig ausdifferenziert ist. Als Kultur verfügt das Helfen über bestimmte Traditionen, die einer kontinuierlichen Interpretation und Reinterpretation unterliegen, und ist Objekt der gesellschaftlichen Gestaltung, wobei die „Kulturen des Helfens“ wie jeder andere Wert auch der Sphäre der Ökonomie und Politik unterworfen ist.

Daraus ergeben sich verschiedene Konfliktzonen. Beispielsweise gerät eine Sozialpolitik, die sich in erster Linie am Ziel „positiver Wohlfahrtspläne“ und an der Herstellung des mündigen Bürgers orientiert (um eine Formulierung von Anthony Giddens zu verwenden), in die Gefahr, jene Menschen, die auf Hilfe angewiesen sind, zu stigmatisieren, weil sie nicht zur Autonomie fähig sind.

In einer Spannung mit der Ökonomie stehen vor allem die gesellschaftlich institutionalisierten Formen des Helfens, wenn die Frage nach ihrer Finanzierbarkeit absolut gesetzt und weitgehend losgelöst von den fachlichen Aspekten der Qualität und den politischen Entscheidungen über die Verteilung von Ressourcen aufgeworfen wird.

Mit dem Begriff des „Helfens“ zu operieren, ist nicht unproblematisch. Auf der einen Seite ist der Begriff in der Alltagssprache mehrstimmig, und andererseits ist er – ähnlich wie der Begriff der „Fürsorge“ – mit nicht gemeinten Konnotationen verbunden. Hilfe impliziert wie die Fürsorge eine grundsätzlich asymmetrische Interaktionsform und kann damit leicht als soziale Kontrolle und Herrschaftsmechanismus missbraucht werden. Und, verstanden als moralische Kategorie, wird das Helfen vielfach als genuin weibliche Disposition gedacht. Nicht zuletzt aus diesen Gründen hat sich in feministischen Theoriezusammenhängen für Debatten um die gesellschaftliche Organisation von helfenden und sorgenden Praxisformen der englische Begriff „Care“ durchgesetzt, der ein breiteres Bedeutungsfeld umfasst und etwa Sorge und sorgende Aufmerksamkeit, Zuwendung, Versorgung und Pflege einschließt. Für die Zwecke unseres Heftes, in dem wir sowohl die alltagspraktisch und gesellschaftliche Dimension des Helfens als auch die beruflich-professionelle Dimension ansprechen wollen, ist uns dieser Begriff jedoch als zu eng erschienen.

Im Folgenden ein knapper Überblick über die Beiträge des Heftes:

Margrit Brückner diskutiert Praktiken der Fürsorge und Pflege im Zusammenhang mit dem „Care“-Konzept. An ihrem Beitrag wird die doppelte Perspektive dieses feministischen Konzeptes deutlich: Es wird einerseits ein kritischer Blick auf die Voraussetzungen der Arbeitsgesellschaft geworfen. Analog zu Typisierungen der westlichen Industriegesellschaften, die sich an Ausformungen der Erwerbsarbeit orientieren, lassen sich Entwicklungspfade unterscheiden, in denen sowohl marktförmige Dienstleistungen als auch private Sorgetätigkeiten, die von Frauen erbracht werden, gesellschaftlich organisiert sind. Andererseits impliziert die feministische Kritik auch eine gesellschaftstheoretische Perspektive, in der Sorge als Frage der Anerkennung und Gerechtigkeit, als Frage der Geschlechterdemokratie und auch als Frage der jeweiligen staatlichen Rahmungen dieser gesellschaftlich notwendigen Arbeit thematisiert wird.

Der Beitrag von *Christel Eckart* setzt sich kritisch mit dem „Kult der Unabhängigkeit“ auseinander, der in den aktuellen Konstruktionen individualisierter Gesellschaften betont wird. Die Kehrseite dieser Konstruktionen ist die Verleugnung von sozialen Bedürfnissen und die Unfähigkeit, mit jenen Phänomenen umzugehen, an denen die Grenzen der Individualisierung deutlich werden:

die ausgedehnte Kindheitsphase, verlängerte Altersphasen, die unkontrollierbaren Einbrüche in die Normalität des Lebens und die gewandelten Relationen zwischen den Generationen und Geschlechtern. Ein zentraler Gesichtspunkt in der Argumentation der Autorin ist die Umkehrung des gängigen Konstrukts eines Gegensatzes zwischen Autonomie und Fürsorge: Autonomie ist mit Fürsorge auf das Engste verknüpft, weil sie das Ergebnis von sozialisationsgeschichtlich erfahrener Fürsorge darstellt.

Die Beiträge von Hildenbrand, Hirtenlehner, Krenn und Zwettler behandeln „Kulturen des Helfens“ im Zusammenhang mit professioneller Sozialarbeit und mit Formen der Altenpflege.

Bruno Hildenbrand unterscheidet professionelle Hilfeformen danach, ob sie grundsätzlich autonomiezuschreibend oder aber heteronomieorientiert gestaltet sind. Er stellt ein Modell professionellen Handelns vor, das geeignet ist, an der beschädigten Autonomie von Klienten in einer Weise anzusetzen, dass deren eigene Handlungsspielräume in der Intervention stets im Blickfeld bleiben. Am konkreten Beispiel eines Landkreises im Osten Deutschlands zeigt der Beitrag, dass 14 Jahre nach der Wende die Tradition der tendenziell heteronomieorientierten Erziehungshilfe in der ehemaligen DDR heute zwar entwertet ist, eine neue Strukturbildung nach den Prinzipien einer fallverstehenden und auf Gewinn an Autonomie gerichteten Hilfe aber erst ansatzweise entwickelt werden konnte.

Helmut Hirtenlehner fragt am konkreten Beispiel der österreichischen Bewährungshilfe nach den wechselseitigen Beziehungen zwischen hauptamtlicher und ehrenamtlicher Sozialarbeit. Die Untersuchung hat insofern eine theoretische Bedeutung, als in neueren Diskussionen das Ehrenamt aus Gründen des Kostenvorteils als mögliche Alternative zur professionellen und voll bezahlten Leistungserbringung in der Sozialarbeit gilt. Wie wird diese Perspektive von hauptamtlichen und ehrenamtlichen Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern wahrgenommen? Als Ergebnis zeigt sich, dass beide Gruppen ihre Arbeit als sich wechselseitig ergänzend und nicht als sich potenziell substituierend ansehen.

Manfred Krenn stellt bei seiner Studie zu den Praxisformen von Pflegekräften zweier Wiener Einrichtungen in der mobilen Pflege den „doppelten Subjektcharakter“ der Pflegearbeit in den Vordergrund: Die Pflegekräfte müssen ihre eigene Subjektivität in den Arbeitsprozess einbringen, um auf die Subjektivität der Hilfebedürftigen angemessen antworten zu können. Diese Besonderheit der Pflegearbeit kommt in der mobilen Pflege noch unabweisbarer zur Geltung als unter den Bedingungen einer stationären Pflege. Die aktuellen Tendenzen der Ökonomisierung dieser Formen der Dienstleistungen – beobachtbar an der Verknappung des Personals, an Versuchen, die Pflege materiell und zeitlich zu

standardisieren – sind mit der Gefahr verbunden, die sozialen Aspekte der Pflege zu unterdrücken und auf nackte Versorgung zu reduzieren.

Der Beitrag von *Sabine Zwettler* diskutiert ein grundsätzlich ähnliches Problem aus einer anderen Perspektive. Zum einen beruht er auf einer Untersuchung der stationären Pflege in Altenheimen in Oberösterreich. Zum anderen liegt der Fokus der Autorin auf den spezifischen Belastungen, die für die Pflegenden mit der Arbeit gegenüber Alten und Sterbenden verbunden sind. Als Abwehr werden verschiedene Strategien der Routinisierung und Distanzierung entwickelt und führen in der Tendenz zur Reduktion auf körperorientierte Pflege. Gewissermaßen als unbeabsichtigte Konsequenz dieser Handlungsstrategien könnten damit institutionelle Absichten der Standardisierung verstärkt werden.

Bernhard Prosch untersucht das Hilfeverhalten in einem „klassischen“ Sinn. Das Hochwasser im Jahr 2002 hat in einem für viele überraschenden Ausmaß spontane Unterstützung in Form von Spenden, aber auch in Form von persönlicher Arbeitsleistung zugunsten der Betroffenen aktiviert. In dem Beitrag werden nicht die persönlichen Merkmale der Helfenden als Erklärungsvariable in den Vordergrund gestellt, sondern der Schwerpunkt liegt auf der Bedeutung von situativen Aspekten dieses Notfalls. Geprüft werden die Zusammenhänge, die zwischen dem Hilfeverhalten und der von Außenstehenden wahrgenommenen Ausnahmesituation, der Unvorhersehbarkeit des Ereignisses, der Einschätzung, dass rasches Handeln notwendig sei, sowie der räumlichen Nähe zu den Notfallgebieten bestehen.

Die abschließende Reflexion von *Klaus Dörner* wirft die Frage auf, wie im unmittelbar praktischen Handeln des Arztes – und analog dazu in jedem professionellen Handeln von Helfenden – normative Ansprüche der Sorge und der Gerechtigkeit miteinander zu vereinbaren sind. Diese Frage wird gerade in Situationen zum drängenden Problem, wo der Arzt einem Kranken nicht unmittelbar Heilung versprechen kann, sondern die Krankheit sich als chronisches Leiden darstellt und insofern eine dauerhafte Aufmerksamkeit, Stützung und Begleitung erfordert. Dörner plädiert dafür, dass in solchen Fällen sich der Horizont des ärztlichen – oder des allgemein professionellen – Handelns über das leidende Individuum und seinen Körper hinaus auch auf die lebensweltlichen Beziehungskreise des Klienten erweitern muss.

Meinrad Ziegler